

Fernsehen ohne Aussicht

AUFZEICHNUNGEN EINES ARBEITSLLOSEN

Tom Traber

Ich war arbeitslos, und ich verbrachte eine ganze Jahreszeit vor dem Fernseher. Den Frühling des vergangenen Jahres hat es für mich nicht gegeben. Ich lebte hinter geschlossenen Fensterläden. Ich weiss nicht einmal, ob in meinem Garten Primeln oder Tulpen gewachsen sind.

Als meine letzte Arbeit zu Ende ging, wähnte ich mich zwischen einer eben ausgelaufenen und einer in absehbarer Zeit neu beginnenden Beschäftigung. Ich hatte Ferien. Und ich hielt die Aussicht, in näherer Zukunft einen neuen Film assistieren zu können, für so gut wie gegeben. Ich nahm mir meine Ruhetage, schlief bis in den Mittag hinein und liess den lieben Gott einen guten Mann sein.

Vier Wochen verstreichen, ohne dass ich eine Arbeit in Aussicht hätte. Langsam beginnt ein Gefühl an mir zu nagen, das mir weismachen will, dass an dieser Art von Ferien etwas Unrechtes sei. Das Schlechte fliegt im Sturzflug einen Angriff auf mein Gewissen. Ich erstickte die bösen Vorahnungen im Keim und wecke mich fortan um halb acht; allerdings habe ich keinen blassen Schimmer, wozu das gut sein soll.

Anfangs unternehme ich Streifzüge durch die Stadt – und werde dabei das Gefühl nicht los, einen Katastrophalarm überhört zu haben. Bern ist so leer wie ein Freibad im Winter. Meinesgleichen und überhaupt alle, die mir lieb und teuer sind, sind unabhkömmlich – sie gehen ihrer Arbeit nach. Ich schlendere von Plattenladen zu Plattenladen. Ich höre in diese und jene Scheibe und schlage so die Vormittage tot. Dannach bin ich halbwegs taub, und die Argumente, weshalb ich die Platten nicht kaufen will, werden so armselig, wie meine Aussicht, in nächster Zukunft eine passende Anstellung zu finden.

An den Kneipentischen sitzt vormittags eine Handvoll vespernder Bauarbeiter, an der Theke in der Regel die obligate Bierleiche, für welche die Chance, mit einer heilen Leber ins Grab getragen zu werden, etwa so wahrscheinlich ist, wie für den Papst der Sechser im Lotto. Alles ist schöner, als in einer viertelvollen Beiz alleine seinen Kaffee zu trinken. Angesprochen wirst du nur, wenn es einer auf deinen Kaffeerahmdeckel abgesehen hat. Und wenn du anderweitig begrüsst wirst, so ist es ganz bestimmt der Betrunkene von der Bar, welcher die drei freien Stühle an deinem Tisch als zwingende Einladung für einen Kumpanen zu erkennen glaubt. Dann wird auf Komplize gemacht und nach Solidarität geheischt, und die Barmaid, diese immertreue Ansprechpartnerin aller Biertippler, hilft kumpelhaft mit, Trübsal zu blasen. Ich werde zu einem Bier eingeladen, das ich gar nicht will und am Ende auch selber bezahlen muss. Und mein betrunkenes Gegenüber redet sich den Kummer solange vom Herzen, bis man ausgeschwitztes Bier und Tränen nicht mehr unter-

Akzent: Programme im Fernsehmarkt

scheiden kann. Je jünger und vitaler der Trübsinnige, desto eher endet das Ganze in einer unseligen Tirade gegen das Spiessbürgertum, für welches Arbeit und der gute Zapfen das höchste aller Ideale seien. Oft wird die Arbeitslosigkeit mit einem Ritterschlag geadelt, und die Arbeitslosen werden einem solidarischen Heer gegen das Kapital gleichgesetzt. Mich aber beschleicht der Verdacht, dass dies, welcher Sozialfall mir auch immer gegenübersteht, das personifizierte Endstadium eines jeden Arbeitslosen sei. Mit dieser Einsicht gebe ich diesem Milieu denn auch den Abschiedskuss.

Sowieso: Ausserhalb der eigenen vier Wände ist die Welt so gross, dass man sich in ihr zwangsläufig klein fühlen muss. Erst nach Feierabend wird Bern zu der Stadt, die ich kenne, erst nach Ladenschluss erkennt man die Gesichter, die man kennen möchte. Während der normalen Arbeitszeiten sind die Maschen meines sozialen Netzes so weit, dass ich nirgends hängen bleibe, sondern hindurchflutsche wie ein untermassiger Fisch. Einsamkeit, hatte ich gedacht, ist ein Gefühl, das sich mit ausgemachter Bosheit in vereinsamte Rentnerseelen schleicht. Auch glaube ich nicht an Steppenwölfe und andersartig heroisierte Formen des Einzelgängers. Einsamkeit ist eine der brutalsten Geschichten, die dir das Leben erzählen kann.

Es ergibt sich, dass ich keine Lust mehr habe, das Haus zu verlassen. Da draussen gibt es nichts, was mich zerstreuen oder fordern könnte. Die Stadt gehört den Arbeitenden und dem Konsum. Und das Arbeitsamt ist eine Bastion, die sich mir hartnäckig entgegensetzt: Ich erfülle die Bedingungen, die es braucht, um den Bären zu drücken, noch nicht. Ausserdem, sagt man mir, hätte ich immer noch die Option der Resignation, soll heissen, wieder an die Universität zurückzukehren – da hierfür die sprichwörtlichen sieben Hengste erforderlich wären, muss ich vorerst von dem leben, was ich auf der Seite habe. Und das ist hauptsächlich Luft, Liebe und Hoffnung. Grosse Sprünge werde ich mir nicht leisten können.

Gibt es eine billigere Form der Unterhaltung als das Fernsehen? Gleich wenn die Morgenzeitung ausgelesen ist, beginnt die Langeweile. Und die Langeweile lässt sich am einfachsten und am billigsten mit dem Fernseher beseitigen. Das RTL-Frühstücksfernsehen ist die ideale Ergänzung zur "Letzten Seite"; gut gemachte Boulevard-Berichterstattung, primär unterhaltend und im Nebeneffekt informierend. Die Trostlosigkeit weicht zeitweilig der Heiterkeit. Es beruhigt zu wissen, dass es da draussen Leute gibt, die sich schon ab sieben Uhr morgens ein Bein für deine Gunst ausreissen. Ich beginne daran zu glauben, dass die Unsitte, schon frühmorgens fernzusehen, so absurd gar nicht sein kann. Ich bin unmöglich der einzige, der an ihr krankt – und ausserdem gibt dir Frühstücksfernsehen das Gefühl, wenigstens als Zuschauer etwas wert zu sein. Alle betonen freundlich, und RTL am freundlichsten, dass sie mich nötig haben. Ich bin der Bauer, der sich fangen lässt – und ich bin es nicht einmal ungern, aber: ich bleibe ja sowieso dran! Von nun an beinahe Tag für Tag.

Zwischen neun und elf Uhr vormittags ist es am schwierigsten, sich gut zu unterhalten. In der Regel zappe ich mich durch alle 25 Kanäle. Ich switche gelangweilt aus dem Hüftanschlag. Meistens macht MTV das Rennen. Die Privaten investieren nicht mehr als sie müssen und bringen jetzt ihre billigsten Serien, TV-Schrott aus Südamerika. Damit fängt man höchstens Hausfrauen, die ein Bein im Gips haben. Wenn Du etwas zu besorgen hast, tu es jetzt. Wenn du Pech hast, verpasst du auf den öffentlich-rechtlichen Anstalten den Anfang des Spielfilms, den du am Vorabend ohnehin schon gesehen hast.

Da ich es nicht gewohnt bin, tagsüber zuhause zu sein, fahre ich jedesmal zusammen, wenn es an der Haustür klingelt. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, wer etwas von mir wollen könnte. Das

schlechte Gewissen, das mir ob dem Nichtstun erwachsen ist, beschwört alles andere als Lichtgestalten hervor. Ich erwarte Moralapostel und Sittenwächter. Nicht selten treibt es die vom Fernseher ohnehin angeregte Phantasie zu weit mit mir. Jeder Hausierer, jeder Zeuge Jehovas und sogar der Postbote klingelt mit der selben Intention wie seinerzeit Chapman bei Lennon. Langsam aber sicher werde ich neurotisch. Überhaupt wollen alle auf einmal etwas von mir. Es kommt mir vor, als sei die Verfügbarkeit ein Fluch. Einerseits sind da all jene, die von mir verlangen, dass ich mich um sie kümmere, und andererseits gibt es auch eine ganze Menge von denen, die das Gefühl haben, sie müssten sich um mich kümmern. Auf die Frage, was ich im Moment so treibe, antworte ich borstig: "Nichts."

Meine Unzufriedenheit wächst. Ich spüre das ganze Gewicht der Unterbeschäftigung. Und die LCD-Anzeige am Videorecorder mit ihrer grellblauen Zeit- und Datumsangabe pulsiert wie die Warnleuchte einer Zeitbombe. In diesen schweren Zeiten neige ich dazu, mir aus Trotz das Schlechteste anzusehen, was die Anstalten so zu bieten haben. Auch Geringschätzung und Hass sind gute Gefühle im Kampf gegen die Langeweile und die innere Selbstzerstörung. Der Fernseher wird ein Medium der Zwei-Wege-Kommunikation, auch wenn ihn nur die Spucke erreicht, die mir bei meinen Flüchen aus dem Mund schiesst. Jetzt ist die Zeit, wo die Moderatoren der Zukunft getestet werden, es schaut ihnen eh keiner zu; Talentschuppen-Tristesse kommt auf. Ich fühle mich nicht für voll genommen. Und ich beginne damit, die Moderatoren und Moderatorinnen – namentlich letztere, die sich beinahe in globo derart aufgeblasen gebaren, dass der Verdacht aufkommt, sie hätten einer Shampoo-Allergie wegen den Beruf gewechselt – lauthals zu beschimpfen. Es tut gut, jemanden derart unverbindlich zur Schnecke zu machen. Es wirkt ungemein aufbauend, Unvermögen auch bei anderen festzustellen. Es ist befreiend, den schwelenden Zorn – auf was auch immer – auch anders als selbstgerichtet loszuwerden. Ich brauche schlecht gemachtes Fernsehen: Ich bin wieder jemand! Ich lasse mich nicht damit abspeisen, zuzusehen, wie herrenlose Büsis mit rührend herzigen Lebensläufen an die Frau gebracht werden.

Ich komme nicht auf den Gedanken, eine Videokassette einzulegen. Ich glaube, es wäre ein allzu aktives Bekenntnis zum Bildschirm und zum audiovisuellen Zeitvertrieb. So bleibt es in Ermangelung der Alternativen ein dummer Zufall, dass ich Morgen für Morgen vor dem Fernseher ende. Dennoch schäme ich mich dafür. Die Fensterläden jedenfalls bleiben geschlossen; ich kann mir nichts Schlimmeres vorstellen, als zu wissen, dass jemand herausbekommen könnte, was ich tagsüber treibe.

Ich erinnere mich: Als ich ein Kind war und wir noch keinen Fernseher besaßen, gab es im Haus gegenüber ein Fenster, das Abend für Abend unter grauen, aber deswegen nicht minder grellen Strahlen zusammensuckte. Es war damals die Zeit der Schwarz-Weiss-Fernseher. Und die Gestalt, die sich mit einer Bierflasche in der Hand mehrmals am Abend vom Kühlschrank zum Sofa bewegte und sich lustlos hinter dem illuminierten Fensterkreuz herumtrieb, war "der Fernsehmann". Der Fernsehmann war gleichsam ein Mahnmal für das Schlechte, ein Sinnbild des Verwerflichen, die Personifizierung des sittlichen Zerfalls durch den Fernseher. Auch wenn wir Kinder meist in das gut gemeinte, leicht moralinsaure Kopfschütteln unserer Eltern einstimmten, wünschten wir uns im Stillen gleichzeitig nichts sehnlicher als einen Fernseher. Heute würde ich es kaum verkraften, wenn man mich für solche Erziehungszwecke gebrauchen würde: Ich will kein Fernsehmann sein! Deshalb lasse ich die Fensterläden geschlossen. Mein verwerflicher Totschlag an der Zeit soll sich unter Ausschluss der Öffentlichkeit vollziehen, noch ist mein moralisches Rückgrat so stark, dass ich gegen aussen hin aufrecht gehen will.

Akzent: Programme im Fernsehmarkt

Ab elf Uhr kehren einige meiner täglichen Fixpunkte zurück auf den Bildschirm. Die Unstetigkeit des stumpfsinnigen Zappens findet ihr Ende. Entweder Familienduell, eine derart liebevoll doofe Gameshow, dass sie einfach zum Strassenfeger werden musste, oder eventuell doch die Wiederholung eines Spielfilms auf ARD/ZDF. Meist entscheide ich mich für Werner Schulze Erdel und seine Kandidatenfamilien. Natürlich lassen sich die Erfolgsmechanismen der Show leicht durchschauen, aber das Prinzip dieser Sendung ist nun einmal dazu berufen, ihr einen festen Platz im Tagesablauf aller Unterbeschäftigten einzuräumen. Wie gesagt, sich bewusst unter seinem Wert zu verkaufen, hat etwas Balsamartiges an sich. Ausserdem tut es gut zu wissen, dass man sich, wenn die materielle Misere Tatsache werden sollte, jederzeit bei RTL oder Sat 1 sanieren könnte. Das Gefühl, dass man ein immobiles Rate-Genie auf der Reservebank ist, ähnelt einer Wohltat.

Der Nachmittag beginnt verheerend langweilig. Nach dem Mittagessen überfliege ich rituell meine vier Tageszeitungen. Sobald sich die Grundinformationen aus den Fernseh-Nachrichten des Vortags bestätigt haben, wird das Lesen eine allzu anstrengende Form der Informationsbeschaffung. Ich besorge im Haushalt, was zu besorgen ist, und belohne mich für meine Anstrengungen, indem ich vor den Fernseher zurückkehre. Da ich nach dem Mittagessen ohnehin so müde bin, dass ich am liebsten etwas schlafen würde, stelle ich keine hehren Ansprüche an die Programme. Ich döse zum Western auf PRO 7 und schaue mir, Zielgruppe hin oder her, ab und zu auch ganz gern die Alterssendungen der öffentlich-rechtlichen Sender an. Der Frühling allerdings ist geprägt von Tennisturnieren, die meist vollumfänglich übertragen werden. Hat man sich da einmal eingeklinkt, bleibt man bis zum Finalspiel dran. Der Aufbau eines Turniers mit Vorrunden, Achtels-, Viertels- und Halbfinals hat einen ohnehin dramatischen Aufbau, der sich im Stil einer mehr oder weniger spannenden Miniserie über Tage hinaus strecken lässt. Auf meinem Sofa lasse ich mich ganz gerne von der Vorstellung tragen, dass ich es ohne Qualifikationen zum Grossverdiener bringen könnte. Ich kokettiere mit der Vorstellung, aufgrund einer stupiden Begabung zu Geld und Ruhm, Reichtum und Ansehen zu kommen. Überhaupt gewinnen Sportübertragungen für mich, den Untätigen, eine viel zu gewichtige Bedeutung. Dennoch vermögen sie mich nicht zur Nachahmung zu motivieren. Ich spiele lediglich aber leidlich Billard.

So erwarten mich meine Kameraden vorwiegend in den Berner Billardhallen. Fernab der *Prime-time*-Programme, sehnsüchtig erwartet, gehe ich Abend für Abend dahin, wo das wahre Mark des Lebens zu finden ist. Hier besorgt sich der Gelangweilte beim Spiel um kleinere Geldbeträge das dringend benötigte Adrenalin und die tagsüber vermisste Kameradschaft. Meine feierabendliche *Peer-group* setzt sich zu drei Vierteln aus arbeitslosen Billardspielern zusammen. Wir teilen dieselben Vorlieben für gewisse Sendungen am Fernsehen und sprechen mit derselben Begeisterung über 'unsere' Serien, wie wir seinerzeit als Kinder, wenn wir ihn denn sehen durften, über den Dienstadskrimi hergefallen sind. Wir, die wir fast allesamt Abgänger höherer Schulen sind, gehören, wenn der Coupland-Slang bemüht werden darf, der Generation X an und erleben gerade unfreiwillig und rezessionsbedingt unseren *Mid-twenties-breakdown*, eine Periode des geistigen Kollaps', ausgelöst durch die Unfähigkeit, ausserhalb der Uni oder einer durchstrukturierten Umgebung sinnvoll zu funktionieren. Die meisten von uns nehmen rituell diese oder jene Droge und teilen die Ansicht, dass die Gegenwart nichts taugt. Nur die Vergangenheit und die Zukunft haben Werte, die zu leben es sich lohnte oder lohnen wird. Effektiv gemeinsam ist uns aber nur gerade die penetrante Unterbeschäftigung und die Vorliebe für das Fernsehen. Das ergibt eindeutig zu wenig Zusammenhalt, um die Tage gemeinsam totzuschlagen. Und sowieso: Was in Gottes Namen

sollten wir denn auch tun? Wandertouren aufs Stockhorn unternehmen und uns ein Alpenblumen-Herbarium anlegen?

So vereinsamen wir lieber getrennt, als uns im Kollektiv Werte anzueigenen, die so eindeutig lebensbejahend wären, dass sie uns unsere wirkliche Situation nur umso deutlicher vor Augen führen würden. Das Perfide an der Arbeitslosigkeit ist der Umstand, dass jede scheinbar sinnvolle Beschäftigung abseits von dem, was man tun möchte, aber momentan nicht tun kann, einem Tolerieren eigener Unfähigkeiten gleichkommen muss. Sich auf andere, kaum je angestrebte Äste herabzulassen bedeutete, die Hoffnung aufzugeben, bald wieder seinen Fähigkeiten entsprechend arbeiten zu können.

Darum lieber zurück vor den Fernseher: Erfolgreiche Sender haben begriffen, dass sie sich und ihre Zuschauer künstlich aufbauen müssen. Die Privaten verstehen es ausgezeichnet, ihre Sendungen mit mehrfach ausgestrahlten Trailern als ultimative Tagesereignisse oder als einmalige Scoops zu verkaufen. Die Promotion ist befehlsartig, verspricht mehr als die Sendung tatsächlich wert ist, bewegt sich meist hart an der Grenze zur Unlauterkeit, vermag es aber, einem unregelmäßigen Tagesablauf einigermaßen straffe Strukturen überzustülpen. Und Struktur ist genau das, was ich als Unterbeschäftigter vom Fernsehen verlange. Ohne geregelten Tagesablauf funktioniere ich nicht, ohne Anreize und Befehle verliert eine Beschäftigung ihren Sinn. Das Fernsehen verhält sich mir gegenüber zunehmend wie ein weichherziger Patron: Ich werde sanft geleitet, ich entwickle klitzekleine Ansätze von Gefallsucht, und meine Präferenzen für gewisse Sendungen ähneln fixen Verpflichtungen. Ich entwickle sogar so etwas wie einen programmbezogenen Kodex.

Ohne mich wesentlich dagegen sträuben zu können, mutiere ich zum Prototypen eines science-fiktionalen Cyber-Punks. Ich betrachte Fernsehen als geistige Grundnahrung und gewöhne mich an lediglich audiovisuell erfass- und erfahrbare Bezugspersonen. Ich entwickle ein für die Bildschirm-Sozietäten typisches soziales Verhalten, verpflichte mich moralisch gegenüber gewissen Sendern und deren Protagonisten und werde im realen Leben immer assozialer. Kein Wunder, denn Angela Bauer ist immer charmanter als die leibliche Mutter, Al Bundy ist weitaus unterhaltender als der real existente Vater, Hoss und Adam Cartwright wären bessere Brüder, und die Golden Girls sind die vitalsten Omis.

Meine Freundin und meine Familie sichern mir emotionale und materielle Absicherung nur für den Fall einer baldigen Lossagung vom Astra-Ghetto zu. Ich muss weg vom Fernseher! Aber wie? Mein Wille ist eindeutig geschwächt, ich habe kaum mehr Lebenserfahrung. Und ich bin verweichlicht, denn ich habe mich schon viel zu lange und viel zu ausschliesslich in den absurd künstlichen Welten der sterilen Abenteuer und der spielerischen Konfliktlösungen herumgetrieben. Höchste Zeit für einen Wendepunkt.

An einem Freitagabend im Mai verschlägt es mich wider besseren Geschmack in die späte Vorstellung eines mässig guten Actionfilms. Das Kino ist schlecht besucht. Ich kann nur gerade ein Dutzend Personen zählen: Zwölf Männer ohne Begleitung und keiner über dreissig. Wir setzen uns soweit auseinander, dass man nicht einmal das Rascheln der Popkörner zu hören bekommt. Jeder sitzt zurückgezogen in der Wolke des eigenen *Eau de toilette*. Als die Vorstellung beginnt, stimmt der Bildstand nicht: Stallones Torso wandert durch die untere, sein Unterkörper durch die obere Hälfte der Leinwand. Das Publikum seufzt.

Es befindet sich niemand in der Vorführkabine. Der Operateur muss gerade auf dem Klo sein. Ich wage nicht, selber am Projektor zu hantieren. Ich warte. An den Wänden des kleinen Raumes hängen Filmplakate, Bestellformulare und Fresszettel. Auf den Fresszetteln stehen Sprüche aus der

Akzent: Programme im Fernsehmarkt

Vulgärphilosophie, wahrscheinlich von Kalenderzetteln abgeschrieben. Auch das Bonmot entdecke ich wieder, das in den letzten Wochen so oft an mich herangetragen wurde. Wem auch immer ich meine Lage geschildert habe, meinte: "Es ist nicht wichtig, was du tust, es ist wichtig, dass du es tust."

Ich gebe nicht viel auf Kalendersprüche. Aber es trifft mich zu sehen, wer den Spruch an die Wand geheftet hat. Der Operateur ist ein einfacher Mann. Er ist einer von denen, die sich kaum grosse Gedanken machen konnten, was sie werden wollten. Als ich ihn darauf aufmerksam mache, dass Stallone infolge des Bildstandes auf seinem eigenem Oberkörper herumtrampelt, hört er nicht auf, sich für den Lapsus zu entschuldigen. Ich winke ab. Ich fühle mich arrogant. Der Mann soll sich nicht entschuldigen. Er tut, was er kann. Ich hingegen lasse mir von Stolz und Idealismus diktieren, lieber fernzusehen, als einer Arbeit nachzugehen, die ausser Geld wenig einbringt. Ich will einfach Arbeit.

Am nächsten Montag fülle ich meine Personalien insgesamt vierzehn Mal in die vorgedruckten Bogen der Stellenvermittler und schreibe, dass mir die Beschaffenheit der Arbeit egal sei. Chauffeur oder Bau wäre das, was ich guten Gewissens machen könnte. Der Stundenansatz, den ich mir vorstelle, wird allgemein als verwegen bezeichnet. Am Ende der Verhandlungen liegt mein voraussichtlicher Verdienst noch tiefer, als er bei meinem ersten Job als Handlanger beim Dachdecker war. Damals war ich gerade sechzehn. Dennoch dauert es ganze zehn Tage, bis telefonisch ein Aufgebot kommt: Innerhalb einer Stunde habe ich auf dem Bau zu sein.

Ich lasse mich ein letztes Mal – und bereits mit selbstironischer Distanz – von den Familien bei Werner Schulze Erdel unterhalten und steige darauf in meine Arbeitskleider. Heute nachmittag werden sie nicht auf mich zählen können: Die arbeitende Kaste hat keine Zeit, all jenen Gehör zu schenken, die sich auf dem Kölner Schicksals-Strich verkaufen wollen und schliesslich bei Meisner auf die Quoten-Couch gebettet werden.